Warburger Warte

Gratisbeilage zum
Warburger Kreisblatt

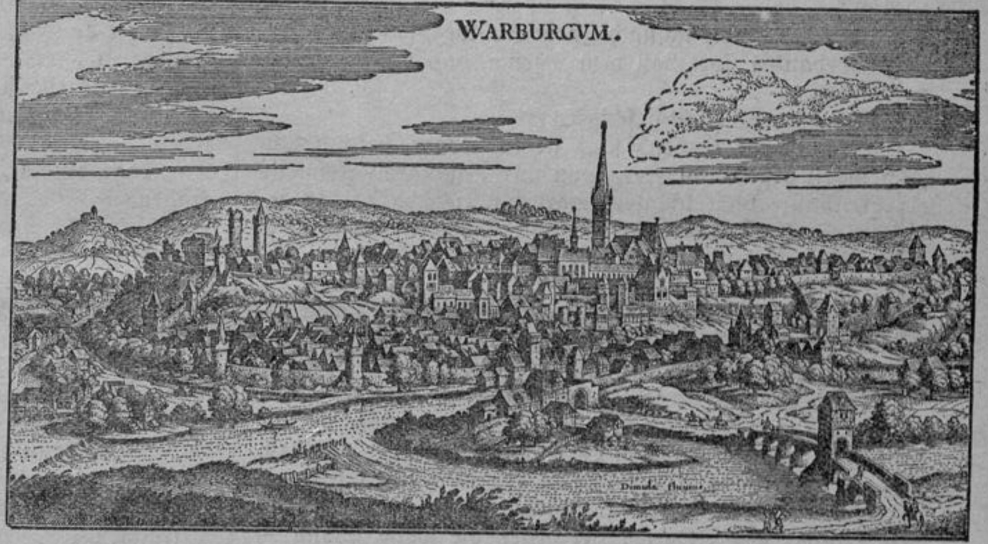
Erſcheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag
des Warburger Kreisblattes



Nr. 54 4. Juli 1931 6. Jahrgang

Paſſagier aus dem Flugzeug geſtürzt.

ROMAN VON P. WILD

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle 1931

(13. Fortſetzung.)

„Hm!“ zuckte ich mit den Achſeln.

„Oder haſt du dich anderweitig getröſtet?“ Aufkommende Eiferſucht klang mit — oder was war das Fremde in ihrer Stimme?

„Warum nicht“, brummte ich, meinem eigenen Gewiſſen entgegen.

„Biſt du in einem Tanzlokal geweſen?“ Blitzſchnell ſtreifte ſie mich, ſchrägäugig aufblickend. „Schöne Frauen dort — nicht wahr?“

„Ich habe keine geſehen“, erklärte ich wahrheitsgemäß.

Da klatſchte ſie in die Hände, erfreut wie ein Kind.

„So biſt du gar nicht aus geweſen?“ Was lauerte nur hinter den Worten?!

Ich ſchüttelte den Kopf.

„Biſt du allein zu Hauſe geblieben, ganz brav?“

Ich nickte. Stummſein iſt nicht lügen. Mit ſonderbarem Ausdruck betrachtete ſie mich, lächelte, indem ſie die Oberlippe auf eigene Art hochzog, was ſie entſchieden entſtellte.

Erſtaunt ſah ich ſie an. Sofort nahm ihr Geſicht einen gleichmäßigen Ausdruck an. Schmeichelnd legte ſie mir die Hand auf die Stirn, glitt mit ihren zarten Fingern über die harte Falte, die ſeit der Nacht zwiſchen den Brauen ſtand.

„Nicht ärgern, Liebſter. Du hätteſt es beſſer haben können.“ Auch ſie wurde ernſt, ſah mich ſcharf an:

„Sag' mal, hat dich der Lärm in der Frühe auch ſo erſchreckt?“

Ich wurde nachdenklich.

„Lärm?“ fragte ich aufs Geratewohl. Mir war, als faſſe eine Fauſt um meine Kehle, drückte ſie zuſammen, ganz feſt, daß mir der Atem verging.

Faſt verwundert fuhr ſie fort:

„Haſt du nichts gehört?“

„Was ſoll ich gehört haben?“ krächzte ich heiſer.

„Nichts? Und ich habe Todesangſt um dich ausgeſtanden. Was haſt du denn in der Nacht gemacht?“

„Geſchlafen!“ kam es ohne Zögern über meine Lippen.

„Geſchlafen — und keine drei Zimmer neben dir geſchah das Furchtbare!“

„Was ... für ... Furchtbares?“ ſtotterte ich fragend. Gern hätte ich gewußt, was geſchehen war. Meine Nerven prickelten vor Erregung. Es war, als ſpazierten hunderttauſend Ameiſen durch die Nervenſtränge. War mein Ausflug entdeckt oder mein Begleiter erwiſcht worden?

Bei dem Gedanken überlief es mich eiskalt. Wann war meine Miſſion endgültig verloren? Gefahr? Der Brief hatte mich gewarnt.

„Weißt du nicht, daß Lady Maxwell in der Nacht ermordet worden iſt?“

„Lady Maxwell? Unmöglich! Wer hat es getan?“

„Wer?“ Ihr Zweifel klang mir wie perſonifizierter Hohn. Am liebſten hätte ich mich dagegen empört. Mir ſchien, als gelte er mir.

„Ja, wenn man das wüßte!“ fuhr ſie langſam, jedes Wort betonend, fort, und ſah mich ſonderbar an.

„Woher weißt du es?“ Dabei hob ich die Teetaſſe zum Munde, um zu beweiſen, daß mich die Mordfrage nicht weiter berührte; doch mußte ich ſie ſchleunigſt wieder abſetzen — meine Hand zitterte ſo, daß ich den Tee über die ſaubere Decke verſchüttete.

„Alle Welt ſpricht doch davon! Ein Raubmord. Denke doch, die herrliche Perlenkette und ihr anderer Schmuck iſt verſchwunden.“

Eine Sekunde ſtockte mein Atem.

Unter Aufbietung aller Kräfte ſammelte ich Mut zu einer weiteren Frage:

„Wann iſt es paſſiert?“

„Gegen Morgen.“

„Woher weißt du die Zeit?“

„Still! Niemand ſonſt weiß es“, flüſterte ſie mir zu, umklammerte wie in Angſt meine Hand, drehte ſie wie in einem Schraubſtock herum.

„Ich habe den Mörder geſehen!“ kam es jagend über ihre Lippen.

„Geſehen?“ Ich fühlte tappendes Unglück gegen mich rennen.

„Was iſt dir? Du biſt ja auf einmal todblaß“, ängſtigte ſie ſich, und ihre Augen flackerten unheimlich.

---

die Armee vom 28. Juli 1870 und, mit einem ſchwarzen Flor umhängt, die Begegnung Bismarcks mit dem Kaiſer bei Sedan. Wir konnten erzählen, wie er traumverloren die Marſeillaiſe vor ſich hinſummte und uns von der Belagerung von Straßburg berichtete. Hatte er doch mit eigenen Augen geſehen, wie jenes deutſche Artilleriegeſchoß das Kreuz auf dem Münſtergipfel umgeknickt.

„Eh bien, m'r were üs revanchiere“, war immer der Satz, mit dem er dieſe oder jene Schilderung begleitete.

Jean Louis Billiqué hatte einen Sohn, einen beſonderen Draufgänger bei den Straßenkämpfen mit der Gaſſenjugend, und es gab unter uns manchen bitteren Fauſtkampf, weil immer er Moltke ſein wollte, wenn wir unſere Jugend auf den alten Stadtwällen austobten.

Als im Abendleuchten gegen die blaue Vogeſenwand das Münſter verſchwunden war, dachte ich, was in allen den Jahren wohl aus Monſieur Jean Louis geworden ſei. Wahrſcheinlich war er geſtorben, haßerfüllt, wenn es vor 1914 geſchehen, in Begeiſterung, wenn er den Einmarſch ſeiner erſehnten großen Armee noch erlebt hatte.

Auf der Rückfahrt entſchloß ich mich, Straßburg zu beſuchen. Es war nur ſelbſtverſtändlich, daß mich mein Wandeln durch die Stadt auch in die Jugendgaſſe zum Vaterhaus führte, und ebenſo, daß ich die paar Schritte hinüber ging, wo einſt das kaiſerliche Ebenbild gehauſt.

Da waren noch die ausgetretenen Stufen, die zum Laden führten, die alte verſtaubte Auslage, nur etwas verändert. Die Farben der Trikolore, in denen er ſie zu ſchmücken pflegte, ſtumm aufbegehrend gegen die Eindringlinge, hatten anderen Platz gemacht. Da lagen ſchwarze Notizbücher, weiße Briefumſchläge, rote Seidenpapierrollen. Nicht mehr ſtand dort: J. L. Billiqué, ſondern, ich wollte meinem Blick nicht trauen: Johannes Ludwig Billike, Schreibwarenhandlung.

Blechern klingelte wie einſt und mißtönend die Türglocke, als ich eintrat. Ein junges, blondes Germanenmädchen ſtand hinter dem Ladentiſch: „Sie wünſchen?“

Ob ich Herrn Billike ſprechen könne ..

„Aber g'wiß. Großpapa!“

Ich erwartete einen greiſen Louis Napoleon. Da ſtand auch ſchon eine dunkle Geſtalt im Rahmen der Hintertür. Das aber war nicht Monſieur Billiqué, der Revanchemann, auch nicht der Sohn. Ein mächtiger Kahlſchädel leuchtete aus dem Schatten. Ein weißes Seidentuch umhüllte einen gedrungenen Hals, der weiße Schnurrbart über dem runden Kinn, die zwei großen, harten Augen, die mich unter buſchigen Brauen fragend muſterten — das war nicht Louis Napoleon, nicht Jean Louis Billiqué, das war — Bismarck in den neunziger Jahren.

So ſeltſam und unwahrſcheinlich erſchien mir dieſe Erkenntnis, daß ich zu träumen glaubte, bis mich eine tiefe Stimme aus meinen Phantaſien riß:

„Sell iſch doch? — Aber ſo was, natürli, ſell iſch doch der Sohn vom Profeſſor drübe?“

Zwei noch kräftige Hände zogen mich in den Privatraum. Auch hier eine merkwürdige Veränderung: Da war kein Napoleon mehr, kein rotes Käppi, keine Chaſſepots, da hingen neben dem Bild der Begegnung von Sedan Schlachtenſkizzen aus dem großen Krieg, ein zerbeulter deutſcher Stahlhelm, von ſchwarzem Flor umtrauert, und darunter das Bild des jungen Billike.

Ein fragender Blick und ein ſtummes Neigen des mächtigen Greiſenſchädels:

„Ja, ja. — Bi Verdun iſch er g'falle, — s'iſerne Krüz hätt er no kriegt, bevor er im Lazarett g'ſtorbe iſch. — Die elendige Bagaſch überenander, die elendige Kaibe, die falſche.“

Und in dem tiefen Schmerz dieſer Worte war die Erkenntnis eines Lebensirrtums, dem er einen ſonderbaren Kult Jahrzehnte lang gewidmet hatte:

„Die Hunds ...“ verſchluckte er das Wort, als er mich zur Türe begleitete und mir mit einer Stentorſtimme, damit es jeder hören ſollte, nachrief: „Schriwe Sie emol, und grüße Sie mir mein deutſches Land!“

Noch hörte ich, wie er ein Lied vor ſich hinpfiff, aber es war nicht die Marſeillaiſe, es war — die Wacht am Rhein.

Machtlos

Erinnerung von Kammerſänger Erich Klinghammer

Es war in Zürich. Lockender Herbſttag. Paſtellfarben grüßte die Albiskette, hochthronend der Uetliberg durch die Fenſter des Konverſationszimmers im Stadttheater. Eine leichte Briſe bewegte die Wellen des tiefblauen Zürichſees. — Sie waren eingeſperrt. Nibelheims „ſchweflichte Dünſte“ wallten. Die Rheingoldprobe ſtand bevor. Mime, dem Nibelung, leidenſchaftlichem Segelſportler, von der Waterkant, war es zu Mute wie dem alten, guten, gefangenen Admiral, der ihm ſchon immer ſo leid getan hatte. Auch Donner, der Gott, kannte ſchon längſt die unbeſchreibliche Wonne leiſen Gleitens in der Unendlichkeit dieſes Spieles von Farben, Licht und Luft. Eine halbe Stunde Pauſe, anſchließend Beleuchtungszwiſchenprobe für Szene zwei! — Es war elf Uhr, alſo um zwölf konnten ſie längſt zurück ſein. Wenn ſie es wagten? Zum Glück war Probe ohne Koſtüm. Sie ſtürzten alſo an den See. Ein einziges Boot noch da, ſo weit das Auge reichte. Ein alter, ſchwerer Kaſten. — Segel hoch — ab! — Mit trefflichem Wind ging's bis zur Höhe von Pfäffikon. Herrliche Fahrt, göttliche Freiheit.

Eine halbe Stunde waren ſie gefahren, nun mußte gewendet werden. Da — ſchlaff hing plötzlich das Segel, kein Hauch rührte ſich. Der Wind hatte ſich verkrochen. Entſetzen lähmte die Glieder. Was tun? Weit, weit weg in verſchwimmender Ferne der ſtolze Bau am Utoquai, der Schauplatz künſtleriſcher Taten. Sie hockten wortlos. Es wurde zwölf Uhr, halb eins. Sie ſaßen feſt. Aus allen Poren brach der Angſtſchweiß.

Melancholiſch hing am Gürtel des Nibelungen der in der Eile mitgenommene Tarnhelm. Er trug ihn doch ſonſt „flux an fernſten Ort!“. Warum wollte er jetzt nicht.

Da ſteckte auch richtig der ſchöne, gewaltige Holzhammer Donners. Warum blitzte, donnerte und ſtürmte er jetzt nicht? Sie hätten es brauchen können. Da ſaßen ſie nun, der Gott und der Albe mit den Inſignien ihrer Macht und — waren machtlos.

Sie fingen an zu rudern. Sinnlos und überhaſtet. Langſam, ach wie langſam bewegte ſich der unförmige Kahn.

Um drei Uhr nachmittags fuhren ſie, aufgelöſt und mit Blaſen überſäten Händen glücklich in der Nähe von Walhall wieder ein. Tiefgeknickt, mit wundgeſcheuertem Gewiſſen ſchlichen Gott und Nibelung zum Intendanten. Auf dem Wege ſtiegen alte, ſchwere Wolken der Erinnerung an geſchwänzte Schulſtunden bedrohlich hoch. Die Probe war längſt abgebrochen. Götter, Göttinnen, Nibelungen und Rieſen waren zu Schippling mit Röſti oder anderen ſchönen Sachen freudig bewegt entrückt worden. Walhall glich einem Trümmerhaufen, auf welchem leiſe weinend nur noch der Intendant hockte.

Der Sturm, der ſie nun empfing, hätte ſie draußen gewiß in den Grund gebohrt

Diebe ſollten die Zeitung leſen.

Vom unſchätzbaren Werte der Zeitungslektüre konnten ſich kürzlich ein paar Chicagoer Banditen überzeugen. Die drei Ehrenmänner hatten nachts einer Bank einen Beſuch abgeſtattet und 3,500 Dollar mitgehen heißen. Aus irgend einem Grunde war es der Bande nicht möglich, die Beute ſofort in Sicherheit zu bringen, und ſie verſteckte die Banknoten im hohlen Stamm eines Baumes. Die Polizei fand das Geld leider ſchon ein paar Stunden ſpäter, und die Nachricht hiervon ſtand in allen Zeitungen. Anſcheinend hatten zwei der Ehrenmänner keine Zeit zum Leſen der Tagesblätter gehabt, denn zwei Nächte ſpäter ſtellen ſie ſich prompt bei ihrem proviſoriſchen Geldſchrank wieder ein und wurden natürlich von der auf der Lauer liegenden Polizei geſchnappt.

„Ein Mord! Ich denke, das iſt ſchrecklich genug. Ich kann ſo etwas nicht hören. Und du — aber nein, das iſt doch unmöglich! Wie willſt du den Mörder geſehen haben?“

„Ich kann mich auf meine Augen verlaſſen, ſie ſind vorzüglich.“

„Aber —“, ſuchte ich nach einem Ausweg, hatte nur den einen Gedanken, fort von dem Thema, das anfing, heikel zu werden.

„Haſt du denn nicht geſchlafen?“

„Geſchlafen?“ Gellend ſtieß ſie es hervor, beſann ſich. „Du warſt geſtern im Zorn von mir gegangen. Ich war erregt, konnte nicht ſchlafen, wäre am liebſten zu dir gelaufen. Doch das ſchickt ſich ja nicht. Doch war ich nervös, hielt es im dumpfen Zimmer, hinter den Moskitonetzen, einfach nicht aus, trat auf die Veranda. Ein Geräuſch erſchreckte mich. Ich flüchtete wieder ins Zimmer zurück. — Weißt du, was ich geſehen habe?“

„Wie ſollte ich das wiſſen?“

Meine Stimme klang tonlos, unſicher.

Ihre Augen weiteten ſich, ſahen mich undeutbar an:

„Zwei Männer ſchlichen über die Veranda“ — ihr Arm hob ſich abwehrend, als könnte ſie das Bild bezwingen —, „ſie ſchlichen geduckt, doch ſah ich ihre Silhouetten zwiſchen den Säulen; der Schatten fiel gegen die weiße Wand — bis ſie plötzlich vom Dunkel verſchluckt waren.“

Ich räuſperte mich, fürchtete mich, zu ſprechen, und mußte doch irgend etwas Harmloſes ſagen, fragen. Wenn ich nur irgendeinen Gedanken gehabt hätte. Nichts. Alles war leer.

„Warum haſt du nicht Alarm geſchlagen?“

„Warum? — Aus Angſt, aus Todesangſt, denn, Liebſter, mir war, als verſchwinde ein Schatten in deinem Zimmer. Der andere…, das konnte ich nicht ſehen. Denk doch, zuerſt dachte ich, du wärſt es geweſen.“

Ich war wie vom Donner gerührt.

„Aber du biſt ja gar nicht aus geweſen?“ taſtete ſie fragend.

Entgeiſtert ſah ich ſie an. Hatte ſie mich erkannt? Was wußte ſie von den nächtlichen Ereigniſſen? Stand nicht hinter der vagen Furcht beſtimmtes Wiſſen?

„Warum haſt du nicht um Hilfe gerufen?“ überhörte ich ihre Frage.

„Es war ſo unheimlich. Du, denke doch, wenn dich einer geſehen hätte. Das heißt, du biſt es ja gar nicht geweſen. Doch in der Nacht glaubte ich es. Was wäre daraus geworden? Es war alles ſo unheimlich.“

„Unheimlich!“ Mechaniſch wiederholte ich ihren Ausdruck und trommelte nervös mit den Knöcheln auf den Tiſch.

„Ja, ich hätte rufen müſſen — natürlich. Doch in dem Augenblick war ich ganz aufgeregt vor Angſt“, verſicherte ſie. „Ich hätte dir helfen müſſen.“

„Mir? Ich denke, Lady Maxwell iſt ermordet?“

„Was geht mich dieſe Lady an! Aber du, du… Als der Schatten in deinem Zimmer verſchwand, verlor ich den Kopf. Unſinnige Angſt quälte mich, machte mich unſicher. Ich kroch ins Bett, lag wie auf der Folter. So bang war ich, daß ich die Tür zur Veranda abſchloß, einen Tiſch dagegen rückte, denn jeden Augenblick dachte ich, der Schatten krieche auch in mein Zimmer. Ich fror, zitterte, weinte, ſah dich den ſchrecklichſten Gefahren ausgeſetzt und konnte dir nicht helfen. Wenn dir etwas geſchehen wäre, ich hätte es nicht überlebt.“

„Mir, immer mir — und die andere?“

„Geht mich nichts an. Sei ſtill! Davon will ich nichts hören. Liebſter, ich ſchäme mich ſo, daß ich ſo feige geweſen bin. Schilt mich doch, daß ich dich verlaſſen, dich preisgegeben habe. Es war unrecht. Aber, glaube mir, in dieſer Nacht bin ich tauſend Tode für dich geſtorben.“ Sie ſchlug die Hände vor ihr Geſicht, als könnte ſie die Fülle der Geſichte nicht mehr ertragen.

Ihre Erregung kam mir unnatürlich, exaltiert vor und gab mir meine Ruhe zurück. Wenn ſie mich auch geſehen hatte, hätte ſie mich doch keineswegs beſtimmt erkannt. Das hörte ich aus ihren Worten, und das war im Augenblick das Wichtigſte, denn niemand durfte um meinen nächtlichen Ausflug wiſſen, jetzt erſt recht nicht.

Merkte ſie mein zurückkehrendes Selbſtbewußtſein? Faſt augenblicklich trocknete ſie ihre Tränen ab.

„Aber du lebſt, und darüber will ich mich freuen, ſo ſehr freuen, Liebſter!“ Und es ſchien, als ſei der verfloſſene Schmerz überflüſſig geweſen.

„Du darfſt nicht ſterben, nicht, nie, ſondern du mußt leben, für mich!“ Mit dieſen Worten zog ſie mich an ſich.

„Sage einmal, iſt der Mörder gefaßt?“ wagte ich zu fragen.

„Gefaßt? Spurlos verſchwunden iſt er. Nicht der geringſte Anhalt — nach Ausſagen der Hotelangehörigen. Man munkelt von der Möglichkeit eines Racheaktes ſeitens der Inder, denn Lady Maxwell war eine ausgeſprochene Inderfeindin.“

„So? Sprachſt du ſoeben nicht vom Diebſtahl der Perlen? Das würde die Sachlage doch in anderem Lichte erſcheinen laſſen.“

„Ja, es kann auch ein Hoteldieb geweſen ſein.“

Uebung macht den Meiſter. Meine neue detektiviſche Laufbahn ließ mich den „Fall“ inzwiſchen etwas ſachlicher betrachten.

„Wenn der Diebſtahl nachgewieſen werden kann. Doch wenn der Schmuck fehlt, könnte ihn die Lady nicht in irgendeinem Verſteck aufbewahrt haben?“

„Wenn man die Perlen nur findet! Sie ſind wunderbar ſchön. Ich habe ſie eigentlich immer darum beneidet. Wenn ich ahnte, wo die ſind!“

Fragend ſah ſie mich an, als müßte ich darum wiſſen.

„Ich weiß es auch nicht“, ſtellte ich ſachlich feſt.

„Liebſter“, ſprang ſie auf ein anderes Thema über, „verſprich mir: komm mit mir, fort von hier! Keine Nacht darfſt du mehr in dieſem Hotel zubringen! Ich würde vor Angſt ſterben, wenn ich dich hier wüßte. Ich bleibe nicht länger hier! Keine Stunde mehr! Laß uns abreiſen, bitte, bitte.“

„Abreiſen?! Das ſähe ja wie Flucht aus!“

Sie ſtutzte, als komme ihr der Gedanke erſt jetzt; dann kuſchelte ſie ſich ganz eng an mich, wie ein verängſtigtes kleines Vögelchen.

„Aber was ſoll ich denn tun?“

„Wieſo?“

„Nun, ſie werden mich fragen, und dann — nein, nein, ich ſage es keinem Menſchen, was ich in dieſer Nacht geſehen habe. Dann glauben ſie noch, du ſeieſt es geweſen, du“, und ſie ſchauerte zitternd zuſammen, umſchlang mich innig, drängte ſich an mich.

„Findeſt du nicht auch, daß es am klügſten iſt, zu ſchweigen?“

„Du mußt doch die Wahrheit ſagen“, brachte ich mühſam hervor.

„Schweigen iſt keine Lüge — nicht wahr?“

Sie ſtrich über meine Stirn, wie ich es gern hatte.

Meine Hände waren feucht vor Erregung. Daran hatte ich noch nicht gedacht. Konnte ich in den Mordverdacht verwickelt werden? Sollte mein nächtlicher Ausflug auch für mich ſelbſt bedrohliche Folgen haben?

Mein Schickſal trug ich in der eigenen Hand. Wenn ich ſie bat: „Schweig“, würden Badjas Lippen verſiegelt ſein und alle Gefahr wäre beſeitigt. Wie die Dinge lagen, würde mein Tun zu Mißdeutungen Veranlaſſung geben. Dennoch verneinte ich die Lockung.

„Warum willſt du ſchweigen, wenn du mit Beſtimmtheit etwas behaupten kannſt?“

Sie ſtutzte, ſichtlich überraſcht durch meine auffallende Ruhe. Mein beſtimmter Ton ſchien ſie zu beirren. Ich war auf ihre Antwort geſpannt.

Doch dieſe Frau tat ſtets das Unerwartete. So auch jetzt: ſie ließ das Thema fallen.

(Fortſetzung folgt)

Abend und Morgen

Skizze von Hans Waldau

Als am Ende des ſchmalen Gartenwegs die hagere Geſtalt Bert Wigges auftauchte, ſah Frau Edith haſtig nach der Uhr. Lange hatte ſie an dem kleinen Fenſter des Siedlungshauſes geſeſſen und ſich die Worte überlegt, die ſie ihrem Manne ſagen wollte, wenn er heimkehrte, und hatte immer wieder an das gedacht, was für ſie beide harte Wirklichkeit war. Keine Arbeit, Not, Schulden, eine leidensvolle Zeit nach einer ſorgloſen, glänzenden. Aber gerade dieſes unabläſſige Denken machte es vielleicht, daß ſie ſich ſelbſt nicht hörte — „ſei ſtill, Edith, es iſt töricht, jetzt an Feſte und Tanz zu denken“ — und daß immer mehr Bilder vor ihr auftauchten, die nicht nur Erinnerung für ſie waren, ſondern ihr einmal die Erfüllung aller Jugendwünſche bedeuteten. Damals im erſten Jahr ihrer Ehe, als der Garten vor dem kleinen Hauſe wie von Blumen überſchüttet war, kannte man ſie, feierte man ſie auf allen Feſten, bewunderte man ihre Kleider und ihre Gaſtfreundſchaft — und jetzt hungerte man aus aller Trübſal heraus nach einem Schatten des Erlebens von einſt —

Da war Nachmittags die Freundin gekommen, wollte ſich einen Rat holen für das Maskenkoſtüm, an dem ſie arbeitete. Und hatte geſagt: „Komm doch mit, Edith, wenn ich will, bekomme ich noch eine Karte für Dich.“ Tanz, Muſik, Masken — das war ein Ueberſtürzen der Gedanken, ein jubelndes „Ja“ — und dann, als die Tür ſich hinter dem freundlichen Mädchen wieder geſchloſſen hatte, das lange Warten…

Bert Wigge, der ſich müde in einen Stuhl geſetzt hatte, fühlte bald die Unſicherheit in der Frau und hörte ihr still zu, als ſie von ihrem Wunſch erzählte.

„… Es koſtet ja nichts. Die Grete ſchenkt mir die Karte. Und man kommt doch wieder unter Menſchen, ſieht etwas — komm Du doch auch mit…“ Und, als er immer noch nicht antwortete, bittend, aber ſchon etwas im Trotz: „Die billige Freude kannſt Du mir doch gönnen!“

„Gewiß“, ſagte er, ohne von der Erde aufzublicken, „ich ſelbſt kann Dir ja keine Freude geben. Geh nur, Du entbehrſt es ſicher arg genug. Aber ich bin müde und meine Gedanken kommen da nicht mit.“ Und im ſtillen dachte er: Sechs Stunden war ich unterwegs zu Fuß, Arbeit zu finden, ſechs Stunden voll Sorge und Not, und ſah noch mehr Not als die eigene. Da kann man nicht an Tanz und Muſik denken, ſondern möchte ſich ganz im Dunkeln irgendwo verkriechen.

— — Der Tanz riß die beiden Freundinnen bald auseinander. Wie ein angenehmes Bad, in das ſie untertauchte, fühlte Edith das Treiben um ſich her. Für alles hatte ſie Augen, mit jedem, der darum bat, tanzte ſie, jede Melodie nahm ſie in ſich auf, um ſie nicht zu vergeſſen. Kecke Worte drangen wie ſprühendes Feuerwerk an ihre Ohren, ein toller Reigen riß ſie mit — gab es noch Stunden zu zählen? Gab es noch ein Denken und Grübeln? In einem Strudel bunter Papierſchlangen verfing ſie ſich, wankte, zwei ſtarke Arme fingen ſie auf und trugen ſie fort, an einen Tiſch, auf dem Blumen und Gläſer ſtanden. Worte umſchmeichelten ſie, die ſie lange nicht gehört, lange entbehrt hatte. Wenn nur nicht die Muſik ſo ſehnſüchtig ſpielte! Und die Stimme des Fremden, der bei ihr ſaß, war ganz nahe:

„Ich will nicht wiſſen, wie Du heißt, und Du ſollſt mich nicht fragen. Wir wollen heute nur glücklich ſein, endlos glücklich — denn morgen iſt alles wieder vorbei und vergeſſen —“

Ihre Hand, die das Glas hielt, zitterte. Wortlos ſchritt ſie an dem Mann vorbei, der ihr verwundert nachſchaute. Als ſie auf die Straße trat, war es ſchon Morgen. „… alles vorbei und vergeſſen…“ — das hatte ſie wach gemacht. Sie fror auf der langen Fahrt nach dem Weichbild der Stadt, fühlte wie Nadelſtiche die Blicke der Männer und Mädchen, die zu ihrer Arbeitsſtelle fuhren. Haſtig durchſchritt ſie die regenfeuchten Wege der Siedlung, ſah ſchon das Dach ihres Hauſes. Und hielt plötzlich inne. —

Im Garten ſtand ihr Mann, eine alte Jacke feſt zugeknöpft, und arbeitete, wühlte den Boden um, zog Linien und ſteckte Pfähle, und — nein, ſie täuſchte ſich nicht — und pfiff dabei ein Lied. Als er ſie kommen hörte, richtete er ſich aus ſeiner gebückten Stellung auf und ſagte, ſie freundlich anlächelnd:

„Guten Morgen, Edith.“

Sie reichte ihm die Hand. „Was machſt Du hier ſo früh?“

Er lächelte ein wenig verlegen: „Du mußt nicht böſe ſein wegen der Blumenbeete, aber mir kam der Gedanke, daß Gemüſe und Obſt auch etwas ſehr Notwendiges ſind, und daß man, wenn man ſich recht darum kümmert, ſogar verkaufen kann — der Boden iſt nicht ſchlecht — und Zeit habe ich ja im Ueberfluß —.“

Edith ſtand ganz ſtill und fand kein Wort, hielt immer noch die Hand des Mannes feſt.

„Geh ſchlafen, Kind, Du wirſt müde ſein“, ſagte er. „Heute iſt doch kein guter Tag für Dich. Da denkſt Du gewiß immer nur an all das Schöne, das Du in der Nacht erlebt haſt.“

Aber Frau Edith verſtand auch, was er nicht ſagte und nur in ſeinen Augen zu leſen war: Du haſt erlebt und gewannſt nur einen grauen Aſchermittwoch; ich aber gewann den Blick und die Hoffnung in ein neues Werden und Erleben — ich entſann mich, daß wieder wie in jedem Jahr der Frühling kommt — —

Mit geſchloſſenen Augen ſtreifte ſie in ihrem Zimmer das bunte Gewand von den Schultern. Und im Einſchlafen hörte ſie noch das Knirſchen des Spatens im Sande — und das Zwitſchern eines Vogels vor dem Fenſter.

Monſieur Billiqué

Skizze von Georg Paul Lücke

Ich fuhr ſüdwärts nach Freiburg. Mein Blick fand den fernen Schattenriß des Straßburger Münſters, und die Erinnerung an meine Jugend erwachte. Merkwürdig nur, daß ſich dieſe in einer Perſon zuſammenfaßte, in Monſieur Billiqué, dem „Revanchemann“, wie wir ihn nannten. „Librairie et Papeterie“ ſtand über ſeinem kleinen Laden in der Judengaſſe. Der Buchhandel freilich blieb bei dem reißenden Abſatz an Indianer- und Abenteurerbüchern, zehn Pfennige das Stück, die Papeterie lieferte uns die Schulhefte, Tinte, Federn, Bleiſtifte und auch die für den Tacitus, Nepos und andere Klaſſiker notwendigen Eſelsbrücken.

Jean Louis Billiqué, der Inhaber des Ladens, ſah ſo aus, wie wir uns Napoleon III. vorſtellten. Martialiſch ſtach der ſchwarze Knebelbart über die breite Bruſt, die zu feinen Drähten gezwirbelten Schnurrbartſpitzen durchſchnitten ſein Geſicht wie Menſurnarben. In ſeinem leimbeſchmierten Arbeitskittel freilich fehlte ihm jedes Kaiſerliche. Wenn er aber am Sonntag auf dem Broglieplatz ſein Glas Schwarzes trank, trug er lächerlich weite Korkzieherhoſen und einen Schwalbenſchwanz, der zugeknöpft in dem Spießerbauch die modiſche Taille markieren ſollte. Auf dem Kopf ſaß verwegen ins Genick geſtülpt ein altväterlicher Zylinderhut.

Mein Bruder und ich hatten bei ihm einen beſonderen Stein im Brett. Sei es nun, weil wir in nächſter Nachbarſchaft wohnten und ſo zu ſeinen Stammkunden zählten, ſei es, daß er meinem Vater für eine gut verlaufene Operation Dank zu ſchulden glaubte, jedenfalls genoſſen wir das Vorrecht, auch einmal ſein hinter dem Laden gelegenes Allerheiligſtes betreten zu dürfen. Reichlich mit Soldatenbilderbogen beſchenkt — immer nur Franzoſen, die Deutſchen waren angeblich vergriffen —, konnten wir dann zu Hauſe berichten, daß Jean Louis Billiqué in einem Raum hauſe, deſſen Wände über und über mit Bildern aus der Zeit des großen Abenteurers auf dem franzöſiſchen Throne behangen waren. Da ſah man Napoleon in der Schlacht bei Solferino nach dem Gemälde von Meiſſonier, da hing zwiſchen zwei Chaſſepotgewehren unter einem roten Käppi das Bildnis des Kaiſers von Flandrin. daneben ein Abdruck der Proklamation an